Nummer 159 Mittwoch, 9. Juli 1924

Berliner Familien-Zeitung

Die drei Riesen

Roman von Frieda Bikkum

[15. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Haben Sie denn Sehnsucht nach mir gehabt, Butscha?"

„Oh, so sehr! Hier hab' ich ja keinen Menschen, der so recht lieb zu mir ist. Brr, die alte Rani — huh — sie ist dahut kuffa!"

„Warum ist Rani Gunari wütend?"

„Oh, sie hat gewollt, daß Akalab erst zum Dewali[1]) Hochzeit hält, aber er hat ganz entschieden gesagt, daß seine Hochzeit sehr bald ist, und da hat sie ihn ganz wütend angebrüllt, und hat sechs oder siebenmal gesagt: O purriwalee![2]) Und seitdem ist sie in ihren Gemächern geblieben."

„Warum mag sie wohl die Hochzeit noch nicht so bald wünschen?"

„Oh, Miß Judy, sind Sie dumm!" lachte Banu Ela auf, und schlug die Händchen lustig aneinander, daß all die Ringe und Ketten, die das kleine Persönchen schmückten, ein lustiges Konzert aufführten. „Ist erst Dalna Rani von Srinagar — oh, dann ist es doch mit Rani Gunaris Herrlichkeit hier im Zenanah vorbei!"

„Richtig, Butscha. Jetzt waren Sie einmal klüger als ich. Dafür kommt jetzt aber auch gleich eine Strafrede."

„Was hab' ich verbrochen, Miß Judy?"

„Nichts Böses, Butscha, nur eine Unbesonnenheit. Wer hat vorhin dem europäischen Herrn, der bei Seiner Hoheit war, ganz keck zugenickt?"

Banu Ela schmiegte das Köpfchen an Juliets Brust.

„Nicht zanken, Miß Judy! O, er war ja so schön wie Krischna.[3]) Wer ist es, was tat er bei Akalab, wann reist er wieder ab?"

„Halt, halt — eine Frage nach der anderen. Es ist Doktor Schröder, ein Ingenieur, der für Akalab die Brücke baut. Und das wird wohl gut ein Jahr dauern, bis die fertig ist."

„O, Lakschmyaya![4]) — Miß Judy, hat er auch einen Zenanah?"

Juliet lachte lustig auf.

„Kleine Banu Ela — ein Zenanah gibt es nicht bei uns in Deutschland. Da hat jeder Mann nur eine Frau."

„Wie schön! So wie Akalab nur eine Frau, nur Dalna, haben will?"

„Ja, so ist es bei uns Sitte."

„O, Miß Judy, wie gern möchte ich in Deutschland leben." Sehnsüchtig sah Banu Ela Juliet an.

„Seien Sie guten Mutes, Butscha. Wenn erst Dalna hier ist, wird auch für Sie vieles anders und besser. Ich habe Dalna schon viel von Ihnen erzählt und sie freut sich darauf, in Ihnen eine Freundin zu finden."

„Wie lang ist es noch hin, bis Dalna kommt?"

„Noch zwei Monate, Butscha! — So — und nun legen Sie sich zur Ruhe, es ist schon spät. Ich bin auch sehr müde."

„Gute Nacht, Miß Judy! O, ich werde von Krischna träumen", sagte sie mit einem seligen Lächeln.

Juliet küßte sie auf die klare Stirn und ging dann, von ihrer alten Ajah gefolgt, nach dem Fremdenhaus.

Doch nicht nur Banu Ela träumte von Krischna, sondern auch Juliet. Nur hatte Banu Elas Krischna die Züge Hans Schröders, während der Krischna Juliets sie mit den großen, ernsten Augen Geralds ansah.

Peter Hacker erschien niemand in Krischnas Heldengestalt. Dafür quälte ihn aber ein schwerer Traum. Er sah die Göttin Kali auf seinem Motorrad sitzen und mit ihren sechs Armen die ganze Maschine demolieren.

*

Fast drei Monate waren vergangen. Die Hochzeit Akalabs mit Dalna war mit aller märchenhaften Prachtentfaltung gefeiert worden. Akalab lebte im Himmel des Glückes, und Dalna hatte unter dem Einfluß Juliets mit mancher alten, verstaubten Ueberlieferung im Zenanah aufgeräumt, was zur Folge hatte, daß Rani Gunari schimpfend und fluchend in das Witwenhaus zog. Den Zenanah erklärte sie als Poggle-khana[5]) und hielt es unter ihrer Würde als orthodoxe Brahmanin, in dem „frisch gelüfteten" Zenanah weiter zu leben.

Keine Träne wurde ihr nachgeweint, und Banu Ela tollte wie ein Kind durch Gärten und Säle des Zenanah — und lernte Englisch und Deutsch lesen und schreiben.

Die drei Riesen hatten fleißig gearbeitet.

Hans hatte seine Pläne Akalab vorgelegt, der sie kritiklos genehmigte, und so war der Brückenbau mit einem Heer von dreihundert Arbeitern begonnen worden.

Es stellte sich Hans eine schier unüberwindliche Schwierigkeit in den reißenden Wassern des Dschelam entgegen, der eine halbe Wegstunde vom Bauplatz entfernt einen riesigen Fall hatte. Da ihm aber Geld und Menschenmaterial unbegrenzt zur Verfügung stand, hatte er auch diese Aufgabe gelöst.

Auch Gerald hatte viel Arbeit gefunden. Kaum hatte er die Station eingerichtet, Apotheke und Operationsraum in Ordnung gebracht, als unter den Arbeitern, die mit halbem Leib im Wasser arbeiteten, die Buttai[1]) ausbrach.

Gerald legte die Patienten in streng isolierte Baracken und es gelang ihm, die Seuche sehr zu beschränken und die meisten seiner Patienten zu retten.

Von der Zeit an vergötterten ihn die Arbeiter und keiner scheute sich mehr, sich von einem Ungläubigen berühren zu lassen.

Und Peter Hacker? Das war ein Kapitel für sich.

Das Auto funktionierte glänzend. Seine Hoheit lernte fahren. Seine Hoheit lernte sogar Motorrad fahren — und Peter war eigentlich überflüssig. Er dachte schon so langsam an die Heimreise, wenngleich ihm das gar nicht paßte — als es sich herausstellte, daß Seine Hoheit das Auto gründlich demoliert hatte bei einer Ausfahrt, da er seiner Gattin Dalna imponieren wollte. Was half es — Peter mußte nach Kalkutta reisen, mußte Großeinkäufe in Maschinenersatzteilen und Werkzeugen machen, mußte sich eine Werkstatt einrichten in dem marmornen Pferdestall und hatte wochenlang zu tun an einer Reparatur, die er daheim in der Fabrik in zwei, drei Tagen bewältigt hätte. Leider — Gott sei Dank, dauerte es so lange, denn Peter hatte noch gar keine große Sehnsucht nach Wien.

Und so hockte er eines Tages wieder vor dem Motor, der noch immer unheimlich still und leblos war. Das helle Haar hing wirr um den Kopf, ein Kuliband, daß er sich als Arbeitskittel gelichen hatte, schützte höchst nötig seinen Kakianzug vor Oel- und Schmierflecken. Vergnügt pfiff er vor sich hin:

„Wien, Wien nur du allein
Sollst stets die Stadt meiner Träume sein."

Er pfiff nicht schön, sondern falsch, aber er pfiff mit Ausdauer falsch — und das bewies Charakter. Und jetzt fing er gar an zu singen, ebenso falsch:

„Dort wo die alten Häuser stehn", als ihm ein kräftiger Schlag auf die Schulter das Gehirn durcheinanderrüttelte und er ganz anständig mit dem Kopf an den dicken Pneumatik anstieß.

„Au — zum Deixel, mei Schädel!"

„Schad nichts, Hacker — ist kein edler Teil", lachte Hans ungerührt.

„Bei Ihnen vielleicht net, bei mir ganz g'wiß. Was wollens dahier?"

„Will sehen, was Ihr Biest macht?"

„Gar nix macht's, das Malifizbiest. Ich find net, was der Kimmel demoliert hat, mir fallt nix ein."

„Na, mir gottlob auch nichts."

„Wie denn? Und das sagen's so vergnügt?"

„Hacker — nachdenken! Wenn mir als Brückenbauer was einfällt —"

„Ach, so ist's g'meint. Ja, das wär g'fehlt. Alsdann, was wolltens denn eigentlich?"

„Ach so, ja — richtig! Ich hab' ja eine Mordswut."

„Da haben's Ihnen aber fein verstellt bis dato."

„Nee, nee, Hacker, Scherz beiseite. — Jetzt haben wir glücklich den Salat!"

Peter Hacker sah Hans ernstlich besorgt an, als fürchte er für dessen klaren Verstand.

„Was für einen Salat meinen's denn?"

„Na, die fade Nocken."

„Sie Doktor — Sie müssen mal was für sich tun! Sie sind überarbeitet."

„Reden Sie keinen Quatsch, Hacker. Also kurz und bündig — sie kommt hier her."

Peter hatte sich langsam hinter das Auto gespielt. Er glaubte nichts anderes, als daß Hans einen Sonnenstich hätte. Gütig, wie zu einem kleinen Kinde, sagte er:

„Wer kommt denn her?"

„Die Januscha Tschechowa!"

„Krustürken! Die fade Nocken?!"

„Na, deutlich!"

Peter Hacker sprang mit einem Riesensprung über den Motor und packte Hans am Arm.

„Was denn — wie denn? Die kommt her?"

„Ja — und zwar als Ehrengast Seiner Hoheit!"

„Halten's ein. Net so g'schwind! — Das faßt mein beschränktes Hirnel nicht so fix. Erzählen's in der Reihenfolge."

„Da ist nicht viel zu berichten. Vorhin traf ich Fräulein Doktor und die erzählte nur, daß Seine Hoheit ihr mitgeteilt habe, eine berühmte russische Sängerin käme mit Empfehlungen des Maharadschas von Radschputann an seinen Hof als Gast, um das Lichtfest der Göttin Lakschmi hier mitzufeiern."

„Na, das kann aber doch eine ganz eine andere Sängerin sein", warf Peter mit einem Schimmer von Hoffnung ein.

„Kann nicht! Denn bewußte Sängerin läßt durch den Fürsten die drei Riesen bestens grüßen, die an seinem Hofe weilen."

Peter warf voller Wut eine Zange zu Boden und stampfte mit dem nicht eben zierlichen Fuß auf.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Lichtfest der Glücksgöttin Bakschari. [2]) Meinetwegen. [3]) Heldengestalt der indischen Poesie. [4]) Lakschmi sei Dank. [5]) Tollhaus.

[1]) Indische Ruhr.

Jüdische Volkslieder

Von Salomon Dembitzer

Ueber die Bedeutung des Volksliedes braucht in unserer Zeit nicht mehr gesprochen zu werden. Schon lange hat man eingesehen, daß das Volkslied, was Sprache und Herkunft anbelangt, von großer kultureller Bedeutung ist, und daß man nirgendwo so tief in die Seele des Volkes hineinschauen kann, wie hier. Wir finden darin seine Leiden und Freuden, seine Hoffnungen, Bedürfnisse und Entbehrungen, seine Entwicklung und seinen Untergang, kurz alles, was ein Volk zu durchleben hat, und zwar nicht nur das Glück und Unglück der Gesamtheit, sondern auch jedes einzelnen.

Bei keinem Volk ist das religiöse Volkslied in solcher Fülle vorhanden wie bei den Juden. Ueberall finden wir Lob-, Liebe- und Hoffnungslieder zu Gott. In der größten Not, sei es des einzelnen oder der Gesamtheit, ist Gott die einzige Zuflucht.

Tief eingewurzelt ist der Messiasgedanke bei der großen jüdischen Masse, und die Seelen schwelgen im Glück bei dem Gedanken, was da sein wird, wenn der Messias kommt. Eine große Anzahl von Liedern zeugt davon. So lautet der Schluß eines solchen Liedes:

„Rabbi, was wird denn sein, wenn Messias kommt?"

„Man wird tanzen, man wird springen.
Man wird jubeln, man wird singen,
Man wird heil'ge Opfer bringen.
Jakob, unser Vater, wird Führer sein,
Isaak, unser Vater, wird den Becher halten,
Esra, der Schriftgelehrte, wird uns Wünsche schreiben.
Abraham, unser Vater, wird uns segnen,
Moses, unser Lehrer, wird uns Thora lehren,
Die Leviten werden uns singen,
David, der König wird uns spielen,
Heilige Weine wird man trinken,
Fleisch und Fische wird man essen,
An der Tafel einst."

Das jüdische Volkslied ist auch oft reich an Humor, und niemand hat so treffend den Juden verspottet, wie der Jude selbst. Ja, niemand lacht dabei so herzlich, wie er allein. . . .

Im Ghetto wurde von Liebe und Schmerz, guten und schlechten Dingen gesungen, von stillen Fest- und anstrengenden Wochentagen, von Unglück und Glück, von Kummer und Elend, aber am meisten vom alten jüdischen Gott.

Eine große Anzahl von Liedern behandelt die unglückliche Ehe. Immer wieder hören wir dasselbe: Vater und Mutter wollen, daß die Tochter einen alten reichen Mann nehmen soll. Vater und Mutter muß man gehorchen. So kommt es, daß die Eltern die Vernichter manch' jungen Lebens werden. . . . Aber auch die Ehe durch sogenannte „Schadchonim" (Ehevermittler) wird beweint. So singt eine junge Frau:

„Schadchen, Schadchen, a klog zu dir,
O, was hostu gethat zu mir.
Du hast genommen die Schadchones,
Und host gekoiled ohn Rachmones;
A klog zu dir, a klog zu dir.
Auf was hostu mir gegeben a Mann, a Pferd,
Kroinalech, Herzalech, nahm ihn zu die Erd,
Auf was hostu mir gegeben a Mann, a Bick,
Kroinalech, Herzalech, nehm ihn zurück,
Nehm ihn zurück."

Das bedeutet ungefähr: Ehevermittler, was wolltest du von mir? Du nahmst das Vermittlergeld und hast mich ohne Erbarmen elend gemacht. Warum gabst du mir einen Mann mit einem Pferdefuß? Oh, nimm ihn doch zurück.

Die Liebesliedchen die im Ghetto geboren wurden, stehen größtenteils unter russischem, polnischem oder deutschem Einfluß. Vor allem unter deutschem, da die deutsche Sprache dem Jiddischen nähersteht, als alle anderen Sprachen. Das beweist das folgende, früher viel gesungene Volkslied „Der Boim mit 'm Maidel", dessen Sprache selbst mehr deutsch als jiddisch ist. Es klingt komisch, wie das Mädchen zu dem Armee Deutsch spricht, als ob dieser kein Jiddisch verstünde.

Der Boim mit 'nem Maidel

Wenn das Maidel früh aufsteht
Die Gänse groß zu jagen,
Begegnet sie, begegnet sie a grüner Boim,
Wünscht sie ihm gut Morgen.
„Gut Morgen, gut Morgen, du grüner Boim,
Warum bistu afoi grün?
Davon will ich wissen!"
— „Alle Nacht alle Nacht fallt auf mir der
frischer Thau.
Darum bin ich afoi grün.
Ach du Mädchen, du schönes,
Warum bistu afoi scheen?
Davon will ich wissen.
— „Alle Tag, alle Tag eß' ich Semmel mit
Wein,
Davon bin ich afoi scheen."
— „Ach du Boim, du grüner,
Tuft mir solche Schande sagen,
Heb ich zu Haus a kleinen Bruder
Muß er dich darunter schlogen."
— „Schlegst man mich drunder,
Am Sommer blüh ich wieder,
Aber wenn du Maidel dein Ehr verlierst,
Dann kommst sie schein nicht wieder.
Dann kommst sie schein nicht wieder.

Die Namen der bekanntesten Volksdichter sind: E. Thaner, M. Gordin, B. Schäfer, A. Goldfaden und M. Warschawski. Diese sind alle schon tot. Warschawski ist schon lange tot. Er hinterließ seinem Volke das schönste Erbe, das ein Dichter seinem Volke geben kann. — Auch ein moderner Volksdichter im besten Sinne des Wortes kann genannt werden. Sein Name ist A. Reisen. Er besitzt wohl sich gegen den Titel „moderner Volksdichter". Niemandem jedoch von allen Modernen ist es gelungen solche Volkslieder, wie er sie geschrieben hat, zu schaffen. Seine Sprache ist zwar nicht reich, aber einfach und naiv. Eines seiner besten Lieder endigt so:

„Sog mir Leben, was hostu noch?
Außer sieben Tag in Woch,
Außer unserm schweren Joch
Und dem Tojd dem Tojd darnoch."

Hallo London! Hier New-York!

Das Ferngespräch über den Atlantischen Ozean

Die Einwohner von New-York und von London werden bald in der Lage sein, ohne Schwierigkeiten miteinander telephonieren zu können. Ein von der britischen Post im vorigen Jahre eingesetzter Ausschuß, der die Möglichkeit eines transatlantischen Telephons prüfen sollte hat nämlich jetzt die Einrichtung einer 200 Kilowatt Radiotelephonanlage in Rugby empfohlen. Wenn diese Station eingerichtet ist, wird es nur noch einer gleichartigen Anlage in Amerika und einer Vereinbarung mit den in Frage kommenden amerikanischen Radio- und Telephongesellschaften bedürfen, um das Wunder zur Wirklichkeit zu machen: die menschliche Stimme von einem Kontinent über 5000 Meilen Wasserwüste zum anderen Kontinent zu tragen. Was der alte Mark Twain einmal in einer sarkastischen Skizze ironisiert hatte, wird damit zur Realität. Man rechnet allerdings damit, daß die Telephonverständigung vorerst nur bei günstigen Witterungsverhältnissen im Winter möglich sein wird.

Der Plan geht darauf hinaus, das Drahttelephonnetz in jedem der beiden Länder mit den entsprechenden Radioanlagen zu verbinden, ein schwieriges technisches Problem, das die Radioingenieure indessen bestimmt glauben lösen zu können. Eine der größten Schwierigkeiten liegt in der Ueberwindung der Temperaturschwankungen, nicht nur von Winter zum Sommer, sondern auch von Stunde zu Stunde. Die atmosphärischen Bedingungen wechseln oft so schnell, daß es sehr schwer ist, stets die entsprechende Kraft in den Apparaten zu halten, die für die Verständigung Vorbedingung ist. Manchmal wird die notwendige Kraft auf das Zehntausendfache der Kraft gesteigert werden müssen, die wenige Stunden zuvor ausreichend war.

Seit Monaten haben die europäischen und die amerikanischen Fachleute an der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten gearbeitet. Schon im Januar 1923 war es gelungen, vom Broadway in New-York nach New-Southgate in England zu telephonieren. Die allererste Verständigung gelang sogar schon im Jahre 1915, als Ingenieure von Arlington in den Vereinigten Staaten nach Paris zu sprechen vermochten. Vor allem prüfen die Ingenieure jetzt den Einfluß der atmosphärischen Schwankungen auf den übertragenen Laut, und sie haben umfangreiche Messungen über die Interferenzen statistisch festgelegt

Die Probe. Ein Stromer kommt an den Zaun des Gehöftes und bittet die dahinter stehende Bauersfrau um eine Gabe. „Kommen Sie herein", sagt diese ermutigend. Der Stromer sieht den großen Köter an, der mit bissig gefletschten Zähnen dabei steht, und traut sich nicht. „Kommen Sie doch herein", wiederholt die Frau freundlich. „Wie ist es mit dem Hund? Beißt er?" fragt der Mann vorsichtig. „Ich weiß nicht", sagt die Frau. „Wir haben ihn erst heute gekauft, und das möchte ich gerade ausprobieren."